Zeitschrift: Unsere Heimat : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt
Herausgeber: Historische Gesellschaft Freiamt
Band: 42 (1968)

Artikel: Anne-Pierre, marquis de Montesquiou-Fezensac, 1739-1798
Autor: Weber, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1046241

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anne-Pierre, marquis de Montesquiou-Fezensac, 1739—1798

Von Al. Weber, Prof.

In der Grafschaft Baden und im angrenzenden Freiamt lebten in den bewegten Jahren 1792—1796 zwei hervorragende, edeldenkende Franzosen, Freunde der Schweiz. Baden war die Residenz Barthélemys, des Gesandten des revolutionären Frankreichs. In Bremgarten fand der vom Konvent abgesetzte General Montesquiou eine Zufluchtsstätte.

Der bekannte Genfer Politiker, Sir François d'Jvernois, erzählt von Barthélemy: «Nie werde ich den tiefen Eindruck vergessen, den er einst auf mich ausübte, als ich ihm mein Erstaunen kundgab, daß er einwilligte unter den Befehlen Robespierres zu verbleiben. Er geleitete mich zu einer Karte Europas und mit zwei Fingern umspannte er den Raum, den die Schweiz einnahm und sagte: «Sie werden mich nicht verurteilen, wenn ich mich aufopfere und es mir gelingt zu verhindern, daß die Lava des Vulkans den kleinen glücklichen Flecken Erde erreicht, der würdig ist, es zu verbleiben.»[1] Von diesem hochherzigen Bestreben zeugt die mehrjährige diplomatische Tätigkeit Barthélemys in der Schweiz. Auch Montesquiou erwies sich nach der Eroberung von Savoyen bei Gelegenheit der mehrwöchigen, zähen diplomatischen Verhandlungen in Carouge als Freund der Schweiz. Der Konvent fand den Vertrag zu wenig glorreich für Frankreich und sandte Häscher zur Verhaftung des Generals, den man des Verrates bezichtigte. Nach seiner Flucht in die Schweiz durfte er schreiben: «Es stand in meiner absoluten Macht, und ich hätte es getan, wenn ich ein hemmungsloser Mensch gewesen wäre, Genf ungerechterweise, wider das Völkerrecht, zu unterjochen und einen Krieg mit der Schweiz zu entfachen. Damit hätte ich die Gunst unserer Verbrecher erworben. Ich bin aber froh, daß ich es nicht getan, sondern mir die Achtung der ehrlichen Leute erworben habe.»[2]

[1] Brief von d'Jvernois an John Adams (zweiter Präsident der USA), 28. Mai 1798. («Papiers d'Jvernois» in Bibliothek von Genf.)

[2] Montesquiou an H. Hottinger, 13. Dezember 1792. Alle ohne Quellenangabe zitierten Briefe stammen aus dem Archiv der Barone Hottinguer in Paris, wo sie unter dem Titel «Lettres historiques» aufbewahrt werden. In dieser Sammlung befinden sich in einem Faszikel 90 Briefe Montesquious an H. Hottinger aus der Zeit vom 4. Dezember 1792 bis 17. September 1793. Die Fortsetzung dieser regen Korrespondenz bis zur Abreise des Generals aus der Schweiz (September 1795) fehlt. Von Hottinger sind nur zwei Briefe vorhanden.
Näheres über die Lettres historiques im Geschichtsfreund, 108. Band 1955, «Louis Philippe als Flüchtling in der Schweiz».

In Zürich wies man den Flüchtling nach dem einsamen Städtchen Bremgarten an der Reuß, wo der berühmt gewordene General Montesquiou unter dem Decknamen Chevalier de Rionel lebte. Dort lief er kaum Gefahr, erkannt zu werden. Hier hat er Louis-Philippe und Adelaïde, nach ihrer Ausweisung aus Zug, sichere Unterkunft verschafft. Jahrzehnte später, als Louis-Philippe als König der Franzosen herrschte, sind in Bremgarten diese zwei Namen auf Gedenktafeln verewigt worden. Auch Montesquiou, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind, hätte solche Ehre vollauf verdient.

I.

Eine kleine Stadt, nicht weit von den Westpyrenäen entfernt, trägt den Namen Montesquiou. Sie war einst Hauptort einer Baronie. Vereint mit drei andern Baronien, Montluc, Marsan und Fezensac, bildete dieser Teil der Gascogne den Grundbesitz der verzweigten Familie Montesquiou, ungefähr so groß wie das Département du Gers. Seit dem alten Regime haben sich Mitglieder der Familie als Feldherren, Staatsmänner, Politiker und auch als Literaten bewährt; einige von ihnen erlangten sogar historische Berühmtheit.[3]

Nicht in diesen Stammlanden hat unser General das Licht der Welt erblickt, sondern in Paris, wo er auch kurz nach seiner Heimkehr aus der Schweiz seine irdische Laufbahn beschloß.

Seine Erziehung am Hofe, sein biegsamer Charakter und das glückliche Naturell formten ihn zum vollendeten höfischen «gentilhomme», der im beständigen familiären Kontakt mit den heranwachsenden königlichen Prinzen deren Gunst und Vertrauen erwarb.[4]

Er war stolz auf den Adel seiner Familie, den er siegreich in einem Prozeß verteidigte, worin er feststellte, er stamme direkt vom barbarischen König Chlodwig ab, der, ähnlich wie Konstantin einst, sich nach einem gewonnenen Kampf (Tolbiac, 496) zum Christentum bekannt hatte. Der geistreiche Staatsmann Maurepas beglückwünschte ihn zu seinem Erfolge und fügte lächelnd hinzu: «Jetzt hoffen wir wenigstens, daß sie nicht auch noch das Königreich der Franken zurückfordern werden.»

Die militärische Laufbahn, deren Stufen er in der Folge von unten bis zum höchsten Kommando durchlief,[5] winkte ihm zuerst. Geistig sehr rege, hatte er die Werke der Aufklärungszeit gelesen, und war ganz eingenom-

[3] Bemerkenswert ist auch, daß der Stamm Montesquiou seine Vitalität bis heute bewahrt hat. Die französische Literaturgeschichte kennzeichnet den 1921 verstorbenen Grafen Robert Montesquiou, der ein intimer Freund von Marcel Proust war, als hervorragenden, feinen, aber etwas pretiösen Dichter.

[4] Es sind dies die drei Brüder: Ludwig XVI. (geboren 1754), Ludwig XVIII. (1755), Karl X. (1757).

[5] Oberst wurde er 1761, Brigadier 1768, Feldmarschall 1780.

men für die Gedankenwelt von Montesquieu, Voltaire und Rousseau. Das spornte ihn an, sich selbst auf dem Gebiet der schönen Künste zu betätigen. So findet man in den von Grimm und Laharpe redigierten literarischen Blättern von Montesquiou verfaßte Verse. Von ihm stammt auch ein Lustspiel, das Theaterliebhaber im Salon seines Palastes in Paris aufführten.[6] Diese wenigen literarischen Erzeugnisse genügten für die Wahl Montesquious als Mitglied der Französischen Akademie (1784).[7]
In Gegenwart des Königs von Schweden, Gustavs III., eines begabten Dichters und Bewunderers französischer Kultur, vollzog sich der feierliche Akt der Aufnahme Montesquious in die Gesellschaft der Vierzig Unsterblichen. Von den Anwesenden wurde ebensosehr das hochgeschraubte Lob beklatscht, das der Vorsitzende, J. B. Suard, dem Werke Montesquious spendete, wie auch die nachfolgende formvollendete Rede des Neuaufgenommenen. An diesem Tage erlebte Montesquiou die Erfüllung seines ehrgeizigsten Wunsches, den Höhepunkt seines gesellschaftlichen Lebens, das bei Beginn der Revolution, 1789, ein Ende nahm. Die nun folgenden neun tragisch bewegten Jahre bis zu seinem Ableben entrollen ein neues, wertvolleres Bild von Montesquiou.

II.

Als Angehöriger des Adels wurde er in die Generalstände gewählt, aber Montesquiou, der ehemals so stolze Aristokrat mit dem etwas sagenhaften Stammbaum, hielt zu den vierzig Abtrünnigen der privilegierten Stände, die sich zuerst den Bürgerlichen, dem Tiers-Ordre anschlossen. Das tat er nicht aus Oppositionsgeist noch Augenblicksbegeisterung oder um wunschbegierig sich hervorzutun und eine führende Rolle zu spielen, sondern aus ruhiger Ueberlegung, ohne Parteileidenschaft. Unter dem alten Regime hatte er sich wohlgefühlt, als Bewunderer von Montesquieu erklärte er sich Anhänger des konstitutionellen Königtums, und einige seiner Aeußerungen lassen durchblicken, daß er sich auch einer vernünftigen und anständigen Republik angepaßt hätte. In der Nationalversammlung — der Verfassungs- und der Gesetzgebenden — beschäftigte er sich besonders mit den wichtigen Finanzfragen, redigierte Rapporte und schrieb Memoiren,[8] die eine erstaunliche Kenntnis der Materie aufzeigen. Eine Zeitlang, im Jahre 1791,

[6] «Le Minutieux» aufgeführt im März 1778. Später (1787) erschien im Buchhandel ein weiteres Lustspiel «Emilie, ou les joueurs», ein Fünfakter in Versen.

[7] Das einzige Verdienst seines Vorgängers in der Akademie, des alten Bischofs M. de Coëtlosquet, hatte darin bestanden, daß er königlicher Prinzenerzieher gewesen war.

[8] Mémoires sur les finances du royaume. Paris, 1791, in -8°. Mémoire sur les assignats, avec un supplément, Paris 1791, in 8°.

präsidierte er respektgebietend und würdevoll die unruhigen und lärmenden Deputierten.
Wahrscheinlich übernahm er aber (Ende 1791) lieber den Oberbefehl über die Armée du Midi, die in dem (1790) annektierten Avignon Ruhe und Ordnung herstellen sollte. Die Aufgabe war nicht leicht: es mangelte an Waffen und Munition, und die zuerst zahlenmäßig zu schwach und undisziplinierte Mannschaft mochte wohl fähig sein Polizeiaktionen, aber nicht allfällige Kriegsoperationen erfolgreich auszuführen. Es dauerte fast ein Jahr angestrengtester Arbeit, bis die kleine Armee kriegstüchtig dastand. Im Herbst 1792 befand sich Frankreich bereits im Kampf mit den Preußen und Oesterreichern, die über den Rhein in das Land eingedrungen waren. Mit dem hocharistokratischen Turin — beziehungsweise Sardinien — waren die Beziehungen sozusagen abgebrochen, und die irrtümliche Gefangennahme eines französischen Diplomaten genügte, daß die Feindseligkeiten auch in den Alpen ausbrachen. Montesquiou überschritt mit seiner Armee die Grenze (21. September 1792) und drei Tage später zog er, bejubelt von der Bevölkerung, in Chambéry ein.[9] Ganz Savoyen hatte seit 1789 mit sympathischer und leidenschaftlicher Anteilnahme das rapide Anschwellen der französischen Revolution verfolgt, es war der Herrschaft Sardiniens überdrüssig und haßte sie, so wurde es kampflos erobert, denn die Sarden wichen aus und zogen heim über die Berge.

III.

Durch die Eroberung Savoyens im September 1792 wurde das genferische Gebiet gänzlich von Frankreich umklammert, das seit dem Tuileriensturm (10. August) die Republik proklamiert und eine neue Nationalversammlung, den Konvent, einberufen hatte. Das immer noch aristokratisch regierte Genf geriet so in eine heikle Lage, die umso gefahrvoller erschien, da im Vollziehungsausschuß des Konvents sein erbittertster Feind saß, Finanzminister Etienne Clavière, der 1782 mit andern Aufrührern aus Genf verbannt worden war und seither in Paris, in den Klubs in führender Stellung, die Eroberung seiner Vaterstadt betrieb. Als er 1790 wieder nach Genf hätte zurückkehren dürfen, antwortete er denen, die ihn dazu einluden, er kehre nie dorthin zurück außer mit einer Fackel in der Hand, und als er erfuhr, Montesquiou sei in Savoyen eingebrochen, schrieb er einem Genfer, er solle den Mitbürgern bekanntgeben, der General habe auch den

[9] Merkwürdiges Zusammentreffen! Gleichzeitig wurde Montesquiou in Paris als General abgesetzt. Schuld daran war der lügenhafte Bericht eines seiner Untergebenen, wie auch der Haß der Jakobiner, welche die Armée von aristokratischen Befehlshabern säubern wollten. Sobald aber die Kunde von der Eroberung Savoyens nach Paris drang, widerrief man sofort das Dekret.

Befehl, vor Genf zu erscheinen, einzig die Unterwerfung könne die Stadt retten.
In Anbetracht dieser Umstände ist es begreiflich, daß Genf Vorsichtsmaßregeln ergriff und die verbündeten Städte Bern und Zürich um bewaffnete Hilfe ersuchte. Bis Ende September waren auf dem Seeweg bereits tausend Berner und sechshundert Zürcher angelangt, worauf sogleich der Konflikt mit Frankreich ausbrach. Mit der Begründung Genf habe die Verträge verletzt, verließ der französische Resident die Stadt, und Le Brun, der Außenminister, erteilte Montesquiou die Weisung, auf gütlichem Wege oder mit Gewalt den Abzug der Schweizergarnison aus Genf zu veranlassen. In Ausführung dieses Befehls erschien, frühmorgens am 8. Oktober, Montesquiou mit 3500 Mann und 14 Geschützen vor den Toren Genfs. Das Schicksal der Stadt war seinem freien Ermessen anheimgestellt.
Auch er hatte, als er in Savoyen einfiel, einen Brief von Clavière erhalten: «Ich hoffe, daß Sie bald in Genf einziehen werden; man muß dieses Aristokratennest zerstören und die dort versteckten Schätze ausfindig machen.»
Der General würdigte diesen Brief mit keiner Antwort. Vom Finanzminister hatte er keine Befehle entgegenzunehmen, und die freche Zumutung, gegen das Völkerrecht einen Raubzug auf das kleine Genf zu unternehmen, empörte ihn. Nur den Weisungen von Le Brun gehorchend, hatte er sich Genf genähert, fest entschlossen, den Abzug der Schweizer auf gütlichem Wege zu erlangen. Aber das Mißtrauen, das Clavière in Genf gegen seine Mission ausgestreut hatte, gestaltete die Unterhandlungen langwierig. Wem sollte man glauben, Clavière oder Montesquiou? Die Aeußerungen des Generals gegenüber den Genfer Unterhändlern, Prévost-Cabanis, Lullin und d'Jvernois, seine Briefe an von Muralt, den Berner General in Nyon, diejenigen an Zürich, den Vorort der helvetischen Stände, sind in vornehmem aber bestimmtem Tone gehalten und tendieren stets auf friedliche Einigung. Barthélemy seinerseits, in seiner Korrespondenz mit den Machthabern in Paris, sekundierte diese Bestrebung Montesquious. Der Gesandte scheute sich nicht klipp und klar darzulegen, daß ein Griff auf Genf den Krieg mit der ganzen Eidgenossenschaft entfesselt hätte.[10]
Es ist hier nicht der Ort auf die verwickelten Unterhandlungen, die vom 6. bis 21. Oktober andauerten, näher einzugehen. Im endlich abgeschlossenen Vertrag von Carouge war abgemacht, daß Montesquiou seine Armee von Genf zurückziehen werde, während die Schweizer die Stadt bis zum 1. Dezember räumen sollten. Da aber im Herbst 1792 die revolutionären Armeen in Belgien Erfolge errungen hatten, war der Siegestaumel in Paris gestiegen. Den Ministern erschien nun der Vertrag zu wenig glorreich, sie wagten nicht, ihn dem Nationalkonvent zu unterbreiten, und befahlen Montesquiou weiter zu unterhandeln. Der im Schloß von Landecy ausgearbeitete

[10] Barthélemy an Le Brun, 4. Oktober 1792. «Papiers de Barthélemy» (Paris, Archives du Ministère des Affaires Etrangères).

neue Vertrag enthielt aber nur wenige unwesentliche Abänderungen, so daß am 9. November, unter dem Vorwand, Montesquiou habe die nationale Würde bloßgestellt, der Vollziehungsausschuß seine Gefangennahme beschloß. Daß dieses Dekret zustande kam, daran ist hauptsächlich Clavière schuld. Die Eroberung Genfs war ihm entgangen, so konnte der haßerfüllte Minister seine Rache nur an dem ungefügen General ausüben.

Wenn auch dem Vertrag von Carouge die Unterschrift Frankreichs fehlte, so hat der Konvent ihn doch stillschweigend anerkannt und seine Verordnungen ausgeführt. Der friedliche Ausgang dieses Konfliktes verschaffte der Schweiz noch eine Frist von sechs Jahren bis zum definitiven Einbruch der revolutionären Flut.

Der Genfer Unterhändler d'Jvernois benachrichtigte Montesquiou frühzeitig am 13. November von der Ankunft eines Kuriers aus Paris und von seiner bevorstehenden Gefangennahme. Der General flüchtete sofort auf dem Seeweg, zunächst nach Coppet, von wo er nach kurzem Besuch beim früheren Finanzminister Necker, in steter Begleitung von d'Jvernois, seine Reise nach Bern fortsetzte. Oberste Magistraten der altehrwürdigen Republik empfingen ihn dort sehr wohlwollend, eingedenk des Dienstes, den er der Schweiz erwiesen. Allein es war sehr schwer für eine so markante Persönlichkeit, die soeben den Zorn Frankreichs hervorgerufen hatte, im Kanton Bern ein verborgenes Asyl zu finden. Alles zitterte vor der Macht der Jakobiner und die Furcht lähmte das Handeln. Zufällig befand sich in Bern Rudolf von Salis-Samaden, ein ehemaliger Hauptmann der Schweizergarde, der unter Montesquiou gedient hatte und für ihn die größte Achtung und Verehrung hegte. Er wurde der Helfer aus der heiklen Lage. In Zürich besaß Salis-Samaden einen sehr einflußreichen und treuen Freund, Hottinger.[11] Diesem, so beteuerte er dem General, könne er sich zuversichtlich anvertrauen, entweder werde er für sein Weiterkommen besorgt sein, oder ihm eine Zufluchtsstätte verschaffen. Versehen mit einem Empfehlungsbrief,[12] der ihm die Tore des gastlichen Hauses der Hottinger öffnen sollte, zögerte nun Montesquiou nicht, nach Zürich zu fahren, und nahm von seinem Retter, der sein Freund geworden, bewegten Abschied.

[11] Hans-Heinrich Hottinger (1734—1808), Negoziant, Mitglied der Schneiderzunft, Mitglied des Großen Rates, Vogt des Unter-Aargau, Onkel des Pariserbanquiers Jean-Conrad Hottinguer und selbst auch Banquier (Bank Hottinger und Heß, Zürich).

[12] Originaltext des Empfehlungsbriefes (15. November 1792). Monsieur et cher ami, je prends la liberté de vous adresser une personne que je vous recommande cent fois plus que moi-même. Il vous dira son nom. Il concertera avec vous ce qu'il y a de mieux à faire. Son objet est d'être quelque temps à la campagne très ignoré, pour y attendre une occasion, un camarade, un moyen quelconque d'aller plus loin. D'après la bonne amitié que vous m'avez témoignée, je ne doute pas que vous vouliez bien vous employer à lui être utile. Surtout faites que vos meilleurs amis l'ignorent et qu'il se déguise mieux qu'il ne fait ici. R. S-S.

IV.

In Zürich logierte er im Raben unter dem Decknamen Joseph Roullier von Chambéry, und am 30. November stellte er sich bei Hottinger vor. Hier in der Familie des Landvogts wurde Montesquiou wie ein liebes Mitglied aufgenommen. Hottinger wird sich als treuer Beschützer und Berater erweisen und ihm während seines Aufenthaltes in der Schweiz alle nur erdenklichen Dienste leisten. Hier entstanden die dauerhaften Bande der Freundschaft, die heute noch die Nachkommen des Generals mit dem Zweige der Familie Hottinger in Paris verbinden.

Daß Hottinger seinem Schutzbefohlenen das einsame Städtchen an der Reuß, Bremgarten, als Zufluchtsstätte empfahl, ist leicht begreiflich. Es war wie gemacht für jemanden, «der unbekannt auf dem Lande zu wohnen wünschte», zudem kam Hottinger als Vogt in amtlichen Angelegenheiten häufig hieher und verblieb so in persönlichem Kontakt mit Montesquiou.

Am 4. Dezember 1792 kam der General in Begleitung eines Neffen Hottingers nach Bremgarten und stieg im Gasthaus zum Hirschen ab, dessen Wirt zugleich den Postdienst nach Zürich bediente. Schon am Abend berichtete der Reisende dem Landvogt: «Es ist ein Vergnügen, mit ihrer Empfehlung versehen an einen Ort zu gelangen, wo Sie bekannt sind, sofort wird man freudestrahlend aufgenommen. Der Wirt der Herberge, wo ich ihr Logis beziehe, überredet mich, hier zu bleiben und ein Haus zu mieten ... Er behauptet, nirgends wäre ich ungestörter und freier als in diesem Städtchen ... Das Land finde ich sehr hübsch, die Stadt sauber, kein gesuchter Durchgangsort für Emigranten. Franzosen gibt es hier keine, nur einige Priester aus dem Elsaß, die mich nicht kennen ... Trotz all dieser Beweggründe zum Dableiben möchte ich zuerst ihre Meinung hören.»

Am folgenden Tag schon schreibt Montesquiou weiter: «Ich finde, ich könne mich sehr gut hier niederlassen, jedermann sagt, das ist Hottingers Freund, den muß man behalten. Mein Wunsch wäre dazubleiben ... Nur ein Bedenken hält mich auf. Diese guten Leute werden mir erlauben, bei ihnen zu bleiben. Ich werde ihr Freund sein und nur Gutes tun. Aber werde ich sie nicht täuschen, wenn ich verheimliche, wer ich bin? Sie würden mich vielleicht nicht annehmen, wenn ihnen mein wirklicher Name bekannt wäre. Wenn sie ihn je entdecken, werden sie es vielleicht übel aufnehmen, daß ich sie getäuscht habe ... Bitte entscheiden Sie. Falls Sie mir schreiben, ich dürfe mich der Behörde unter dem Namen «Chevalier de Rionel» vorstellen und ohne Risiko dableiben, so werde ich einen Mietsvertrag unterzeichnen ... Ich erwarte Ihre Antwort.» Hottinger fiel es leicht, sogleich diese Bedenken zu zerstreuen, und schon am 9. Dezember wurde der Vertrag für das geräumige und möblierte Haus an der Antonigasse vom Vermieter

Doktor med. Bernhard Buocher und dem Chevalier de Rionel unterzeichnet.[13]

Als Montesquiou in seinen neuen Wohnsitz einzog, übernahm der adelige Herr, zugleich General und Akademiker, wohl zum ersten Male die Rolle eines simplen Bürgers, der für die täglichen Bedürfnisse des Haushaltes sorgen und sich mit der Dienerschaft herumschlagen muß. In seiner regen Korrespondenz mit Hottinger interessieren uns heute seine politischen Kommentare zu den Tagesereignissen kaum noch, umsomehr aber seine persönlichen Erlebnisse und wie sich sein tägliches Leben gestaltete. Wichtig für ihn war es, passende «Hausangestellte» zu finden, was damals schon, wie es scheint, schwierig war.

«Ich befinde mich sehr gut in meinem neuen Hause, habe aber eine schlechte Köchin. Sie versteht nicht einmal eine Kotelette zu braten.» (20. Dezember 1792) Er mußte sie entlassen, denn schon drei Tage später berichtete er: «Morgen mache ich die Probe mit einem Koch, dem Vater des Boten von Bremgarten nach Zürich. Gelingt sie diesem nicht, schreibe ich nach Bern und Genf und endlich bis nach Lyon.»

Wie sehr Montesquiou vor neugierigen Hausgenossen sein Inkognito bewahrte, beweist die Tatsache, daß nicht einmal sein Lakai seinen wirklichen Namen kannte. Später ist von diesem Zimmerburschen, der Jean hieß und ein unverbesserlicher Trinker war, in zwei weitern Briefen die Rede. Hottinger sollte Ersatz für ihn suchen. Aber Jean, der irgendwo erfahren hatte, er werde entlassen, teilte der Köchin mit, er gehe bald fort und bekräftigte dieses Vorhaben durch einen Rausch. Zur Rede gestellt, gab er trotzig sofort seine Stelle auf, lungerte in den Pinten Bremgartens herum, Verwünschungen gegen seinen Herrn ausstoßend und hätte man ihn nicht rechtzeitig erwischt, wäre er mit dem Pferde Montesquious, das er bereits gesattelt und gezäumt hatte, in die Weite gezogen. (14. Februar und 1. März 1793) Am 7. März erschien endlich der gewünschte Ersatz: ein gebürtiger Genfer. Er schien vernünftig und brav zu sein, erwies sich aber als unbeholfen und unerfahren, auch konnte er weder rasieren noch frisieren. Schnell aber entdeckte Montesquiou den wirklichen Grund seiner scheinbaren Unfähigkeit. Durch seinen langen Aufenthalt im deutschen Sprachgebiet hatte der Bursche den Gebrauch der Muttersprache nahezu verloren und verstand kaum die Hälfte von dem, was man ihm sagte. Da nun dieses Manko unter den gegebenen Umständen wohl bald verschwinden würde und der Bursche einen günstigen Eindruck erweckte, schrieb Montesquiou zuversichtlich nach Zürich: «abgesehen von einem außerordentlichen Zufall, werde ich ihn sicherlich behalten.» (7. und 10. März).

[13] Der General, der seit mehr als einem Jahr verwitwet war, hatte die geheime Absicht, seine Geliebte, die er nun hätte heiraten können, hier aufzunehmen. Das war der Grund, warum er ein ganzes Haus mietete. Aber die Vereinigung fand nicht statt, da die Geliebte im Frühjahr 1793 starb, und zwar in dem sonnigen Hyères, wohin sie sich zur Pflege einer Lungenkrankheit begeben hatte.

Es wäre zu umständlich, alle Dienste aufzuzeichnen, die Hottinger dem General leistete, es seien hier nur einige von den wichtigsten erwähnt. So zum Beispiel ging der sehr umfangreiche Briefwechsel von Montesquiou durch seine vermittelnde Hand. Banken und Geschäftshäuser in Paris, Lyon und Genf, mit denen Hottinger verkehrte, leiteten sofort die Botschaften sicher und unauffällig an die Adressaten weiter. Stets schickte er Zeitungen nach Bremgarten und auf Wunsch auch Bücher. Solche verlangte Montesquiou sobald er häuslich eingerichtet war: «Gott sei Dank, ich langweile mich nie, denn, wie gewohnt, arbeite ich in meinem Studierzimmer. Mir fehlt indessen eine wesentliche Sache, nämlich die Lektüre. Sie leisten mir einen großen Dienst, wenn Sie mir die Gesamtausgaben von Voltaire, Rousseau, Montesquiou und Montaigne zusenden (27. Febr. 1792)». Er legte großen Wert auf die Ausstattung dieser Bände, er ließ sie nach einem eigenen Modell einbinden, und um schneller in deren Besitz zu gelangen, teils in Zürich und teils in Bremgarten. Hier hatte er einen «bewunderungswürdigen Einbinder» entdeckt, dem er die Werke von Montesquiou und Montaigne anvertraut (19. und 24. Februar 1793).

V.

Diese Auslese von Werken ist bedeutungsvoll und kennzeichnet Montesquiou, denn in der Gedankenwelt dieses Quatuors von Autoren lebte er hauptsächlich, wie übrigens auch die große Mehrheit des königlichen Hofes, die ungläubig und philosophisch angehaucht war. Aus dem Munde des Generals hat niemand je einen antiklerikalen oder religionsfeindlichen Ausspruch vernommen, er verhielt sich religiös indifferent und tolerant. In Bremgarten sah man ihn nie an einem Gottesdienste teilnehmen, was auffiel und zu Gerede Anlaß gab.

Das geht hervor aus Briefen von Alois Jost, der ehemals unter Montesquiou gedient hatte, und nun als abgedankter Hauptmann, bereits siebzigjährig, noch die Lehranstalt Reichenau gründen half. Begeistert hatte Jost in Frankreich die Ideen der Revolution aufgenommen, was ihn aber nicht hinderte, treugläubig zu bleiben und peinlich genau die Vorschriften der Kirche zu beobachten.

Mitte Januar 1794 erzählte ihm auf einem Besuch in Zizers ein Kapuziner, man habe in Bremgarten nicht gewußt, welcher Religion der General angehöre. Auf Befragen hin, habe er geantwortet, er sei Protestant. Man kann sich vorstellen, daß Jost, der den General persönlich gut kannte, die angebliche Frage und Antwort als pure Erfindung und Verleumdung darstellte und behauptete, er wisse bestimmt, der General sei katholisch, bis endlich der Kapuziner sich zufriedenstellte. Diesen Vorfall meldete Jost kurz und bündig seinem ehemaligen Vorgesetzten.

Es scheint, daß der General die Sache nicht im geringsten tragisch auffaßte wie der übereifrige Verteidiger seiner Rechtgläubigkeit, daß sie ihm eher ein spöttisch ironisches Lächeln entlockte und man darf vermuten, er habe spaßhaft seinem Korrespondenten die verfängliche Frage gestellt: Was soll ich denn machen, wenn in Bremgarten diese Unterredung bekannt wird und man die Wahrheit vernimmt, ich sei katholisch? Auf eine solche Frage antwortet nämlich Jost im nächsten Brief: «Sie fragen mich um Rat in einer sehr delikaten Angelegenheit, die Sie besser als ich entscheiden können. Lieber hätte ich es gesehen, wenn Sie seit ihrem Aufenthalt in der Schweiz nie eine Messe versäumt hätten, außer im Falle von Krankheit. Aber da die Sache nun einmal so liegt, kann man nichts daran ändern. Wenn Sie je ihren Wohnort wechseln, würde ich Ihnen dringend raten, sich möglichst dem Brauche des Landes anzupassen, besonders in einer kleinen Ortschaft, wo man alles sieht, beobachtet und kritisiert. Mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen.» Aber der scherzhaft gelaunte General reizte Jost, noch mehr zu sagen, denn dieser ergriff die Feder zum dritten Mal in der gleichen Sache: «Ich sehe wohl, Herr General, daß Sie sich über mich lustig machen, aber das macht nichts, lieber sehe ich Sie fröhlich als traurig. Uebrigens verstehen Sie wohl, daß es sich für mich nicht schickt, Ihnen zu sagen, Sie sollen nicht zur Messe gehen, denn jetzt in die Kirche zu gehen nach so langer Zeit stände mit ihren Worten im Widerspruch.» (21., 27. Januar und 6. Februar 1794). In Sachen Religion verhält sich also der General indifferent. Ganz anders erweist er sich, wenn man seine Ehre antastet.

Das geschah nach seiner Flucht aus Genf. Alle verleumderischen Streitschriften seiner Gegner im Konvent (Clavière und Brissot) hat er prompt widerlegt und sich an die Ausarbeitung einer eingehenden Rechtfertigungsschrift gemacht. In seinen Briefen (Ende 1792 bis Ende Januar 1793) hält er Hottinger, dem er übrigens seine Antworten unterbreitet, auf dem laufenden.

Zwei Zitate aus diesen Briefen zeigen, um was es sich handelt. So berichtet er am 30. Dezember 1792: «Würden Sie glauben, daß der gleiche Clavière, der es mir als ein Verbrechen anrechnete, sein Vaterland nicht unterjocht zu haben, und der durch Brissot und andere seiner Freunde, die Nachricht verbreiten ließ, Genf habe mich dafür bezahlt, am 15. Oktober 1792 seinem Freund Sautter schrieb, er wünsche sehr, daß Genf gerettet werde, das hänge vom General ab, der nach seinem Ermessen handeln könne; man solle sondieren, ob er bestechlich sei und ihm Geld anbieten. Ich frage Sie, gibt es etwas Schändlicheres und konnte ich schweigen, als man mich aufs höchste so fälschlich anklagte?

Am 3. Januar 1793 dankt der General für zwei Briefe aus Paris, die ihm Hottinger vermittelt hatte, dann fährt er weiter: «Durch den zweiten Brief vom 23. Dezember erfahre ich das freche Anerbieten von Clavière, mir alle Tore (in Frankreich) zu öffnen, wenn ich seine Originalbriefe und 40 000 fr. (in Assignaten) in dritte Hand hinterlege. Dieses Depôt würde

ihm erst nach Erscheinen der Dekrete ausgehändigt. Ich brauche nur ja oder nein zu sagen — ich habe nein geantwortet.» Dieses Anbieten Clavières erreicht den Gipfel der Unverschämtheit!
Sicher haben die fortgesetzten Streitschriften[14] die Aufmerksamkeit der regierenden Kreise in Frankreich wieder auf Montesquiou gerichtet und Neugierige gereizt, nachzuforschen, wo er sich aufhalte. Das entstandene Gerede in Paris kann irgendwelchen Exzellenzen in Bern und Zürich bekannt geworden sein und so Anlaß zu dem merkwürdigen Schritt gegeben haben, der am 5. Januar 1793 in Bremgarten unternommen wurde. Bestürzt und beinahe dem Schicksal ergeben, berichtet darüber Montesquiou seinem Beschützer Hottinger: «Soeben erhielt ich den Besuch des Landschreibers oder Kanzlers von Bern, der mir den Inhalt eines Briefes mitteilte, den ihm der Bote heute morgen im Auftrag des Sekretärs von Zürich überbrachte. Dieser Brief, dessen Kopie[15] ich Ihnen übersende, gleicht einem strikten Befehl, ich solle Bremgarten verlassen. Darum schicke ich Ihnen einen Eilboten, um zu vernehmen, was ich tun soll, welches der Ort ist, wo man mich nicht verfolgen wird, und wie ich dorthin gelangen kann.»
Tags darauf (6. Januar 1793) hat sich Montesquiou beruhigt. Er gedenkt nicht mehr fortzugehen, stolz pocht er auf seine Verdienste. Wenn er sich in einer üblen Lage befinde, sei es, weil er Genf nicht angegriffen, wie es Clavière gewünscht hatte, und so den Krieg mit Bern und Zürich vermieden habe. Hottinger sollte für ihn vermitteln. Schon am 13. Januar konnte der General ihm die unternommenen Schritte verdanken. Er hoffte nun, ruhig in Bremgarten verbleiben zu können, und bittet ihn, dem Bürgermeister Kilchsperger für seine erfolgreiche Intervention den Dank auszusprechen. Der General hatte den Wunsch geäußert (8. Januar) dem Botschafter Frankreichs einen Brief zu senden, was ihm Hottinger aus gewichtigen Gründen abriet. Indirekt, aber durch Vermittlung von Jost, der ein wertvoller Korrespondent Barthélemys war, gelang es Montesquiou, Antwort auf die Frage zu erhalten, die er gerne selber an den Botschafter gerichtete hätte. Sie lautet, wie ihm Jost am 12. Februar mitteilte: «Zuerst muß ich Ihnen berichten, daß ich wegen des Generals, von dem Sie mir

[14] Der Streit mit Clavière nahm ein Ende beim Sturz der Girondisten, bei welchem auch Clavière festgenommen wurde (Juni 1793). Dem drohenden Todesurteil entzog er sich durch Selbstmord im Gefängnis (8. Dezember 1793).

[15] Copia. Wohledelgeborener, hochgeehrter Herr Landschreiber, Hier ist allgemein auch an hohem Ort bekannt geworden, daß der berühmte französische General von Montesquiou sich in ihrer Gegend, vermutlich in Bremgarten selbst, aufhalte. Da nun solches höchstwahrscheinlicher Weise nach Paris geschrieben worden ist und hieraus sowohl für diesen Flüchtling selbst als für die hohen Stände Verlegenheiten erwachsen könnten, so soll ich, aus hohem Auftrag, Sie ersuchen, sich zu dem Herrn General zu verfügen, ihm die vermutliche Bekanntwerdung seines Aufenthaltes laut erhaltenen Nachrichten anzuzeigen und den Wunsch beizufügen, daß er sich doch ungesäumt eine entferntere Freistätte suchen möchte.

sprechen, keine Befehle erhalten habe, genaue Nachsuchungen zu machen. Ein solcher Befehl hätte mich sehr in Verlegenheit gebracht und wäre mir in hohem Grade peinlich gewesen.» So erfuhr Montesquiou aus erster Quelle, daß nicht — wie er vermutete — die Regierung Frankreichs seine Ausweisung aus Bremgarten gefordert hatte, und befriedigt ersah er im Schlußsatz den Ausdruck der stets freundschaftlichen Hochachtung des Botschafters.

Am 27. Januar 1793, als Montesquiou durch Hottinger Kunde von der Hinrichtung Ludwigs XVI. erhielt, wurde der General, der mit dem König vertraut und ihm sehr zugetan war, außer sich vor Schmerz und Empörung: «Stellen Sie sich doch vor, daß ich diesen unglücklichen Prinzen in seiner Jugendzeit betreut habe und heranwachsen sah.[16] Bei meiner letzten Reise nach Paris sagte er mir noch, daß diese Leute (die Jakobiner) erst zufrieden sein werden, wenn sie ihm das Leben genommen haben. Nie war jemand weniger geeignet für den Posten, den der Zufall der Geburt ihm angewiesen, aber auch nie gab es einen ehrenhafteren Menschen, der weniger ein Schicksal verdient hat wie das seinige.» In seiner Entrüstung über den Königsmord schämt sich Montesquiou, Franzose zu sein, «Hoffentlich ist es möglich, daß ihre Nation, die ich verehre, mich aufnimmt und mich meinem Vaterland entreißt, das ich verabscheue.»

Zwei Tage später fügt er noch hinzu: «Ach, mein hochgeachteter Freund, wie ist es schmerzlich für mich, mit der besten Absicht der Welt etwas zu einer Revolution, die so endigt, beigetragen zu haben.»

VI.

Seit Januar 1793 beginnt die lange Serie von Besuchen, die Montesquiou von durchreisenden politisch gleichgesinnten Emigranten, von Freunden und sonst bekannten Persönlichkeiten erhalten hat. Nur die wichtigsten werden erwähnt, wie auch die Besuche, die der General selbst auswärts getan hat.

Am 24. Januar schreibt er nach Zürich: «Ich habe eine Schwester, die mir schrieb, sie möchte einen Monat bei mir verbringen. Ich sandte ihr ein Billet, das sie Ihnen bei ihrer Ankunft in Zürich vorweisen muß, damit Sie die Güte haben, ihr zu sagen, wo man den Chevalier de Rionel findet.» Diese Schwester, durch Heirat Holländerin geworden, hieß Mme de Nerha. In der Tat verbrachte sie den Februar in Bremgarten und erscheint Ende August

[16] Montesquiou war «Menin» von Ludwig XVI. gewesen. Dieser Name wurde in Frankreich zum ersten Mal gebraucht, als Ludwig XIV. für den Kronprinzen (dauphin) einen eigenen Hofstaat errichtete. Die sechs Edelleute, die sich ganz besonders dem jungen Prinzen widmen sollten (zwei davon mußten ihn stets begleiten), wurden «Ménins» genannt.

wieder zu einem längeren Aufenthalt, um ihrem Bruder einen großen Dienst zu leisten, von dem später die Rede sein wird.[17]
Bis an das Ende seiner Amtsdauer als Vogt (Mitte 1793) war Hottinger in Bremgarten regelmäßig erschienen, oft in Begleitung seiner Tochter Lisette, für die der alternde General eine schwärmerische Verehrung hegte. Ihr Name erscheint in vielen Briefen Montesquious an ihren Vater. So z. B. «Bitte, versichern Sie Melle Lisette, daß sie in Bremgarten wie der Engel Gabriel empfangen wird;» oder anderswo: «Da Melle Lisette die Güte hat, sich an unsere einsamen Spaziergänge zu erinnern, beschwöre ich Sie, ihr zu sagen, daß ich nicht ohne Tränen in den Augen daran denke.»
Ende Mai 1793 erhielt Montesquiou die erste Einladung nach Zürich. Hocherfreut erwidert er: «Für mich bedeutet es ein großes Fest, mich wieder inmitten einer Familie zu befinden, die mich behandelt hat, als ob ich so glücklich wäre, ihr anzugehören, und bei einem Freund, der mich ebenso gut wie seinen Bruder behandelt.» (26. Mai)
In ähnlicher Form und herzlichem Ton ist später eine Einladung Hottingers abgefaßt: «Zweifeln Sie nicht, mein bester Freund, daß Sie am 21 ds. bei uns als Neffe, als Sohn, als Bruder und als respektabler Freund aufgenommen werden. Unter all diesen Gesichtspunkten werden Sie von uns behandelt und Sie hätten Recht uns Vorwürfe zu machen, wenn wir Sie nicht so empfingen.» Diese Stellen aus Briefen kennzeichnen das gegenseitige gute Einvernehmen, das stets zwischen der gastfreundschaftlichen Zürcherfamilie Hottinger und dem hochnoblen Schutzbefohlenen existiert hat.
In Genf hatte sich der General viele Freunde erworben: Die beiden Unterhändler beim Vertrag von Carouge, Ami Lullin und ganz besonders Francis d'Jvernois, mit dem er eine umfangreiche Korrespondenz unterhielt und mehrmals zusammentraf; dann J.-L. Micheli, le Syndic de la Garde, der ihm zur Flucht verholfen hatte. Von den vielen andern Genfern, die Montesquiou in Bremgarten aufsuchten, seien hier zwei erwähnt: Pierre Picot, der Rektor der Akademie und Louis Necker, de Germany benannt, Bruder des Finanzministers, Mitarbeiter an der Encyklopädie und korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris (21. März 1793).
Anfangs Juni (1793) erhielt Montesquiou den bedeutendsten und folgereichsten Besuch: den Prinzen Louis-Philippe, der soeben von den Behörden in Zug ersucht worden war, mit seinem Gefolge fortzuziehen. Darüber berichtet der General seinem Freund d'Jvernois: «Er kannte mich gar nicht, aber vielleicht hatte er in der Schweiz günstig von mir sprechen hören.[18]
Er brauchte Rat und Stütze, er kam allein zu mir, ohne Anmeldung, und erklärte mir mit sehr interessanter und edler Offenheit seine gefahrvolle

[17] Merkwürdigerweise betitelt Montesquiou Mme de Nerha zuerst als «soeur» und später als «belle-soeur».

[18] Das hatte Gustave de Montjoye, der ehemalige Adjutant des Prinzen getan, der ihn in Zug besucht hatte. Von Basel war er über Bremgarten hergereist und hatte dort mit Montesquiou gesprochen.

Lage. Ich sah in ihm das Enkelkind eines Mannes, dessen Freund ich während zwanzig Jahren gewesen war.[19] Sich auf meine Freundschaft mit seinem Großvater berufend, suchte er mich günstig zu stimmen. — Ich sorgte zuerst für seine Sicherheit, um Spione irrezuführen, die ihm auflauern konnten. So blieb er mehrere Tage versteckt in meinem Haus, wo er übrigens bei Nacht angekommen war.»[20]

In langen Unterredungen, später noch in Briefen, wurde die Uebersiedelung von Zug nach Bremgarten vorbereitet. Zuerst gedachte Montesquiou die beiden jungen Damen, Adelaïde, die Schwester des Prinzen, und Henriette Sercey, die Nichte von Mme de Genlis, im Kloster Hermetschwil unterzubringen. Den Prinzen gedachte er in seine Wohnung aufzunehmen. Mme de Genlis aber sollte sich in Zug oder anderswo eine Pension aussuchen. Dieser Plan mißfiel dem Prinzen nicht, entsprach er doch seinem Wunsch, die Schwester von dem Einfluß der Erzieherin zu befreien, dagegen befürchtete er, die allzu große Nähe der beiden Geschwister könnte ihr Inkognito verraten. Um das zu vermeiden, sah er keinen andern Ausweg, als sich ganz zu entfernen, wie ihm Montesquiou riet; lange Wanderungen in den Bergen der Schweiz zu unternehmen, sich nirgendwo lange aufzuhalten, sich vergessen zu machen. Um anstelle des Prinzen über die Sicherheit der beiden Töchter zu wachen, fand nun Montesquiou einen Platz im St. Klarakloster, ganz in seiner Nähe. Leider fand Mme de Genlis keine ihr passende Pension und so kam auch sie nach Bremgarten. Die Hinreise fand am 27. Juni 1793 statt, die Damen in einer Kutsche, Louis-Philippe zu Pferd. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen — auf weiten Umwegen gedachten sie Bremgarten erst am Abend zu erreichen — wurden sie unterwegs erkannt und es ereignete sich der folgende Vorfall, den Barthélemy nach Paris, dem Außenminister Deforgues meldete.

Baden, 20. Juli 1793. Am 6. dies berichtete man mir von Luzern, daß der ex-General Egalité (Louis-Philippe) und sein Gefolge den Kanton durchreisten, daß er im Sempachersee baden wollte und man ihn mit Steinwürfen daraus vertrieben habe. Es scheint, daß dann die ganze Gesellschaft sich verzogen habe. Von den Damen, die sich mit Mme Sillery (de Genlis) befanden, behauptet man, sie hätten sich in ein Kloster in Bremgarten zurückgezogen und daß Mme Sillery Unterkunft in der Stadt gefunden habe. Man berichtet nicht, was mit dem ex-General Egalité geworden ist.[21]

Was aus ihm geworden, das erfuhr Montesquiou durch einen Brief aus Basel (16. Juli) wohin der Prinz zu seinem ehemaligen Adjutanten geflüchtet war und sich einige Tage versteckt hielt. Von dort aus unternahm er dann seine Schweizerreise, die bis Oktober 1793 dauerte, als er durch die Ver-

[19] Herzog Louis-Philippe d'Orléans (1725—1785).

[20] Montesquiou an d'Jvernois (26. November 1793).

[21] Paris, Archives du Ministère des Affaires étrangères, Papiers de Barthélemy. Vol. 436. f° 252.

mittlung von Montesquiou in Reichenau eine Stelle als Lehrer antreten konnte. Mme de Genlis, die unangemeldet nach Bremgarten kam, wohnte zuerst acht Tage bei Montesquiou, worauf auch sie im St. Klarakloster bei ihren beiden Schutzbefohlenen aufgenommen wurde.[22]
Ende Juli machte Montesquiou, der bereits im Monat Mai den Behörden Zürichs seine Aufwartung gemacht hatte, auch einen Besuch bei «den gestrengen Herrn und Obern» Berns. Von dort schreibt er am 27. Juli 1793 an Hottinger: «Meine Reise hierher ist sehr gut verlaufen; ich hatte prächtiges, nicht zu heißes Wetter, und man hat mich ausgezeichnet empfangen. Ich habe mit Herrn Haller gesprochen[23] und mit ihm werde ich heute Vormittag zu Herrn Frisching gehen.[24] Herr Steiger [25] zeigte sich mir gegenüber fast so wohlwollend wie Sie, und dringend munterte er mich auf, mich hier niederzulassen, aber ich widerstand und gab Bremgarten den Vorzug. Daran sind Sie schuld, wie könnte ich diesen Ort nicht lieben? Ich glaubte in Bern mehr Tagesneuigkeiten zu finden, aber man hatte nicht einmal diejenigen, die in Zürich bereits am Mittwoch zirkulierten ... Ich erwarte hier Herrn d'Jvernois, das hindert mich, den Tag meiner Rückreise bekanntzugeben. Aber ich habe es nicht eilig, da Sie nicht mehr nach Bremgarten kommen, und es mir verboten haben, nach Baden (zu Barthélemy) zu gehen.»
Am 1. August war der General wieder zurück in Bremgarten und am 4. erstattet er Hottinger noch weitern Bericht über seine Besuche in Bern: «Ich versichere Ihnen, werter und exzellenter Freund, daß Herr Frisching mir gegenüber seine gewohnte kalte Wesensart ganz verleugnet hat. Ich besuchte ihn auf seinem Landgut, und er vergoß Tränen der Freude, als er mich umarmte. Nie empfing ich lebhaftere und empfindsamere Zeichen der Freundschaft. Herr von Muralt, der General, mit dem ich letztes Jahr in Beziehung stand, behandelte mich auch mit großer Auszeichnung. Wer mich aber mit Gefälligkeiten und Zuvorkommenheiten überhäufte, das war der junge Haller, dessen Schwester bei Ihnen in Zürich ist. Er ging soweit, daß er mir ein kleines Landhaus anbot, das er vor den Toren Berns besitzt. Sehen Sie, so habe ich nun zwei Wohnsitze in der Schweiz, aber ich werde in Bremgarten verbleiben, solange es mir möglich ist, dort den Mietzins zu bezahlen.»[26] Diese Bemerkung des Mietzinses wegen läßt ahnen, daß die Geldreserven von Montesquiou in dieser Zeit einen gewissen Tiefstand erreicht haben.

[22] Ueber den Aufenthalt des Prinzen und seiner Gefährten in Bremgarten siehe Geschichtsfreund 108, Band 1955 «Louis-Philippe als Flüchtling in der Schweiz».

[23] Albrecht Haller (1758—1823), jüngster Sohn des großen Haller.

[24] Karl-Albrecht Frisching (1734—1801), Säckelmeister, Führer der Friedenspartei.

[25] Niklaus-Friederich Steiger (1729—1799). Letzter Schultheiß der Stadt und Republik Bern, Führer der Kriegspartei.

[26] 55 Louisdor (1100 Fr.) Mietzins und Fr. 50.— jährliche Aufenthaltsbewilligung.

VII.

Gegen Ende des Sommers 1793 scheint in der Tat die finanzielle Lage Montesquious nach seinem Bericht an Hottinger (15. August) sehr bedenklich geworden zu sein. Ehemals als Abgeordneter in der Nationalversammlung hatte der General, zum höchsten Erstaunen seiner Kollegen, gescheite Denkschriften über die Finanzen Frankreichs und über die Assignate verfaßt. Es mag nun interessieren zu sehen, wie der Stratege und Diplomat zugleich, kraft eines klug ausgedachten kommerziellen Planes, gedenkt, seine eigene finanzielle Lage zu sanieren.

Er besaß wohl noch Assignate, deponiert bei der Bank Hottinger und Heß, die aber bei schwankendem Kurse stets an Wert verloren. — «Ich glaube, es gibt nur ein Mittel, um mich aus der Klemme zu befreien, und ich bitte Sie, mir zu sagen, ob Sie mir bei einem Geschäft helfen könnten, das für uns beide nützlich sein könnte, für mich aber absolut notwendig ist, um nicht vor Hunger sterben zu müssen. Sie kennen sicherlich ein Handelshaus in Basel, das Korrespondenten in Paris besitzt. Dort sollte man verschiedene Sachen kaufen, deren Preis, in Assignaten ausgerechnet, noch wenig gestiegen ist, wie Kupferstiche, Geographiekarten, Bücher und Möbel. Man würde sie nach Zürich bringen, aber nicht dort, sondern in Deutschland verkaufen. Auf diese Weise ließen sich unsere Assignate am besten verwerten, und dieses Geschäft könnte noch ertragreichere einleiten. Die heutigen Umstände sind günstig. Jeder Verkehr zwischen Frankreich und Deutschland ist unterbunden, und die Schweiz ist das einzige Warenlager beider Länder. Ueberlegen Sie es wohl, — denn ich habe nur noch dieses Mittel, um meinen Unterhalt zu bestreiten, da ein Unglück über mich hereingebrochen ist; ich habe 250 Louisdor verloren.[27] In sechs Monaten werde ich auf dem Trockenen sitzen, wenn nicht ein zündender Funke meinen Kopf erhellt. Aber selbst wenn ich die schönste Sache der Welt fände, so darf doch mein Name bei diesem Geschäft nicht erwähnt werden. Immerhin seien Sie sicher, daß meine Idee gut ist. Es bleibt nur nötig, die Mittel zur Ausführung zu finden. Ich wäre höchst erfreut, wenn wir beide Erfolg hätten.»

Hottinger ging auf den Vorschlag ein. Die nächsten Briefe Montesquious (18., 20. und 22. August) behandeln bereits die Einzelheiten des Geschäfts. Am 29. des gleichen Monats erhielt der General den Besuch von Mme de Nerha, die drei Wochen bei ihm verblieb und sich bereit erklärte, die Assignate in Paris der Bank des Neffen Hottingers zu übergeben. Um das Unternehmen gründlich vorzubereiten, kam Hottinger nach Bremgarten zu einer Besprechung, bei welcher man die genaue Auswahl der zu kaufenden

[27] Ein höchst angesehener und reicher Lyoner hätte ihm in jener Zeit diese Summe übergeben sollen. Allein im August 1793 war Lyon, das sich gegen den Konvent empört hatte, von einem Jakobinerheer belagert und auf lange Zeit war auf keine Verbindung mit der Stadt zu hoffen.

Waren feststellte, und der Dame die letzten Weisungen erteilt wurden. Ihre Abreise nach Paris erfolgte am 17. September 1793.

Ueber den weiteren Verlauf des Geschäfts vernehmen wir leider nichts, da die Folge der Korrespondenz Montesquious mit Hottinger fehlt. In der Briefsammlung «Lettres historiques» figuriert jedoch noch eine Mitteilung, worauf am 4. Februar 1795 das Konto der Bank Hottinger und Heß in Zürich und von Montesquiou mit dem Betrag von 5297.20 fr. ausgeglichen ist, und Hottinger 380 fr. schuldet. Dabei steht noch die Bemerkung: in den nächsten Tagen werden wir die Bilanz des Geschäftsjahres unserer Gesellschaft abschließen für total 15 000 fr. der beiden Parteien.

Diese kargen Angaben lassen immerhin den Erfolg des Geschäftes vermuten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Hottinger, der sorgsame Beschützer Montesquious, den Bürgermeister Kilchsperger von der prekären Finanzlage des Generals in Kenntnis gesetzt hat, denn Zürich und Bern haben ihm (1794 und 1795), in Anbetracht seiner Verdienste um den Frieden, eine Pension von 4000 fr. gespendet, eine für die Verhältnisse jener Zeit respektable Summe.

Nach der im Oktober 1793 erfolgten Aufnahme von Louis-Philippe in den Lehrkörper von Reichenau entspann sich ein langes briefliches Gespräch des Prinzen mit Montesquiou, das Jost sehr häufig noch ergänzte. Abgesehen von der Schilderung seines Lebens im Institute und seiner Eindrücke über die Ereignisse in Frankreich, betrifft ein großer Teil der Mitteilungen seine Schwester und ihre Erzieherin, sowie das gefährdete väterliche Erbgut. Bereits wissen wir, daß der Prinz gedachte, seine Schwester der Obhut der ehemals angebeteten Erzieherin zu entreißen. Sein Zerwürfnis mit Mme de Genlis begann zur Zeit der Flucht aus Belgien, wo sie Gefahr liefen, von den Häschern der Revolution festgenommen zu werden. Ihr Benehmen bei diesem Anlaß offenbarte ihm den wahren Charakter der Erzieherin, er ahnte, Mme de Genlis könnte der böse Genius der Familie Orléans gewesen und teilweise Schuld an ihrem Unglück sein. Einige Stellen aus den Briefen des Prinzen an Montesquiou beleuchten sein nun gespanntes Verhältnis zur Erzieherin. «Ich bin ihren Krallen entronnen — ihrer ewigen Herrschsucht — ihrem hochmütigen Charakter.»

«— ich erachte es als meine Pflicht, sie von meiner Schwester zu trennen. Das ist nicht nur der ausdrückliche Wille meiner Mutter, sondern in der letzten Zeit auch derjenige meines Vaters. Da ich ehemals meiner Mutter gegenüber so heftig die Partei von Madame de Genlis ergriffen habe, muß ich ihr heute, nach meiner Enttäuschung, umsomehr beweisen, daß ich ihren Willen respektiere.» (25. November 1793).

Einen Versöhnungsversuch der Erzieherin — durch die Vermittlung von Montesquiou wies er schroff ab: «Es ist zu spät. Jetzt soll sie andern Leuten die charmanten Folgen der Beziehungen, die sie mit uns hatte, zu kosten geben; denn, was uns anbelangt, besonders mich, haben wir genug davon.» (20. März 1794).

Bis zur Uebersiedlung von Madame de Genlis in Bremgarten hatte Montesquiou noch nie persönlich mit ihr verkehrt. Ueber ihr bisheriges Leben wird er aber aus erster Quelle genau orientiert gewesen sein. Man erinnere sich, daß er einen der intimsten Freunde des Großvaters von Louis-Philippe gewesen war, welcher in geheimer morganatischer Ehe mit Madame de Montesson lebte, der Tante und Beschützerin von Madame de Genlis.
Ueber den acht Tage langen Aufenthalt im Hause von Montesquiou, bevor sie Unterkunft im St. Klarakloster fand, hat sich Madame de Genlis höchst befriedigt, ja begeistert, ausgesprochen. Indessen wurde dieses Einvernehmen schnell tief getrübt, wie sie wahrnahm, daß Montesquiou die Partei des Prinzen ergriffen hatte. Bald wurden die freundschaftlichen Beziehungen gänzlich abgebrochen.

Durch den Tod des Vaters war Louis-Philippe, kaum zwanzigjährig, bereits Familienoberhaupt geworden. Diese Würde verschaffte seinen Worten Autorität, übertrug ihm auch zugleich die Pflicht, sich um die Erbschaft zu kümmern. In Frankreich hatte der Staat alles mit Beschlagnahme belegt. Jedoch wußte der Prinz, daß im Ausland, besonders in London, Teile des Vermögens angelegt waren, die er hoffte, mit der Hilfe Montesquious, vorläufig sicher zu stellen, wenn nicht zu liquidieren. Dafür bedurfte man aber in England selbst eines umsichtigen und zuverlässigen Agenten. In Démeunier, einem ehemaligen Kollegen von Montesquiou in der verfassungsgebenden Versammlung und in der Direktion des Departementes von Paris, der im September 1793 vor einer drohenden Verhaftung in die Schweiz geflüchtet war zu seinem Freunde, dem Vogt von Toggenburg, Baron Müller von Friedberg, glaubten der Prinz und Jost, den gesuchten Vertrauensmann gefunden zu haben. Froh, einen Ausweg aus seiner bedrängten Lage zu finden, stellte sich Démeunier dem General zur Verfügung, um die Geschäfte des Prinzen in England zu besorgen und erhielt von ihm die nötigen Weisungen.[28] Dem Unternehmen stellten sich in London unüberwindliche Hindernisse entgegen, und der Erfolg blieb aus.

Ueber dieses betrübliche Ergebnis schreibt der Prinz an Montesquiou: «Ich bin der gleichen Meinung wie Démeunier. Ich fürchte sehr, daß Schelmereien uns hindern, das zu finden, was uns den Lebensunterhalt gesichert hätte. Indessen habe ich die Hoffnung nicht verloren ... Sagen Sie ihm,

[28] Aus der umfangreichen Korrespondenz Démeuniers in dieser Angelegenheit (die «Lettres historiques» enthalten mehr als dreißig Briefe) seien hier nur einige Zeilen aus seinem Brief vom 3. Januar 1794 festgehalten, die er auf der Hinreise vom Toggenburg nach Bremgarten an Montesquiou richtete, und die das Ansehen kennzeichnen, das dieser in der Schweiz genoß: «Ich bin in Ihrer Nähe, und es drängt mich zu vernehmen, ob das Leben in Bremgarten Ihnen jetzt die Ruhe bietet, deren wir beide so sehr bedürfen. Ueberall sah ich, wie die Schweizer sich erkenntlich zeigen für das, was Sie zu ihren Gunsten getan haben, ohne daß Sie ihre Pflichten Frankreich gegenüber verletzten. Die Achtung und Verehrung, die man für Sie hegt, bereiten mir eine wirkliche Freude, und ich genieße sie oft.» —

wie sehr ich ihm erkenntlich bin für die Mühen, die er sich für dieses unglückliche Geschäft gibt» . . . (28. April 1794).
Unter all den Besuchen, die Montesquiou im Laufe des April 1794 erhielt, ist derjenige von Mathieu Montmorency[29] wohl der bedeutendste. Dieser hocharistokratische Herr verweilte drei Tage in Bremgarten, dann begaben sich beide nach Zürich zu Mme de Staël, die bereits eingetroffen war und für ihren Schützling Montmorency eine Aufenthaltsbewilligung zu erlangen hoffte, was ihr aber nicht gelang. Da von Coppet schlimme Nachrichten vom Befinden von Mme Necker eintrafen, wurde nach zwei Wochen der Aufenthalt in Zürich plötzlich abgebrochen. Mme de Staël gegenüber hat sich Montesquiou stets kühl und reserviert verhalten, während seine Beziehungen zu ihren Eltern intimer waren, beide schätzte er sehr, besonders den Minister, obschon er dessen Finanzpläne oft bekämpft hatte.
Ein interessantes Dokument befindet sich bei den «Lettres historiques», nämlich der Entwurf eines Briefes, den der Prinz nach Kenntnisnahme am 7. Mai 1794 dem General wieder zurücksandte. Er bezieht sich auf einen Vorfall, der sich in Bremgarten wahrscheinlich Ende April abgespielt hatte. Ein Sendling des Grafen von Condé[30] hatte in dessen Namen aber gegen jedes Recht erwirkt, daß man der Prinzessin Adelaïde und Mme de Genlis verbot, das Kloster zu verlassen. Der Brief war als Protest gegen die Internierung abgefaßt, und die Prinzessin hätte ihn abschreiben und dem kleinen Rat in Bremgarten schicken sollen. Das geschah aber nicht, denn eine mündliche Reklamation Montesquious hatte bereits bewirkt, daß der franzosenfreundliche Richter Honegger den Befehl revozierte. In der Zeit ihres Zerwürfnisses mit Montesquiou bezichtigte ihn Mme de Genlis stets als Urheber der Unannehmlichkeiten, die ihr begegneten, so bei Anlaß dieser Internierung. Aber das Eingreifen Montesquious bei diesem Vorfall beweist zur Genüge sein absolut korrektes, ja wohlwollendes Verhalten der argwöhnischen und streitsüchtigen Dame gegenüber. In zahlreichen Briefen an ihre Freundin in Lausanne, Mme de Montolieu,[31] hat Mme de Genlis

[29] Der Herzog de Mathieu Montmorency (1766—1826) kämpfte in Amerika im Unabhängigkeitskrieg. Politisch liberal gesinnt, gehört dieser hochadelige Herr wie Montesquiou zu den vierzig Abtrünnigen der privilegierten Stände, die sich zuerst dem Tiers-Ordre anschlossen. Er quittierte den Militärdienst nach dem 10. August 1791, und zog sich zurück nach Coppet zu Mme Staël.

[30] Im Repetitorium der «Lettres historiques» figuriert dieser Sendling unter dem Namen Dieffenthaler. Er soll ein Offizier deutscher oder schweizerischer Nationalität gewesen sein.

[31] Isabelle de Montolieu (1751—1822), Tochter eines Pastors in Lausanne. Zuerst heiratete sie Benjamin de Crausaz, der 1775 starb, dann (1786) den Baron Louis de Montolieu. Sie war schriftstellerisch tätig, besonders übersetzte sie viele deutsche und englische Romane.
Die Beziehungen von Montesquiou und Mme de Montolieu sowie eine ergiebige Auslese ihrer Briefe bilden den Inhalt des Werkes «Le Général et la Romancière» von Dorette Berthoud. A la Baconnière, Neuchâtel, 1959.

weitläufig über ihre gespannten Beziehungen zu Montesquiou berichtet, und diese bemühte sich aufrichtig, aber vergeblich, die beiden berühmten Persönlichkeiten zu versöhnen.
Die Lösung aus der unerquicklichen Lage wurde vom Prinzen herbeigeführt. Seine Bestrebungen, die Schwester dem Einfluß von Mme de Genlis zu entziehen, waren endlich geglückt. Adelaïde wurde von ihrer Tante am 8. Mai 1794 in Obhut genommen, und einige Tage später nahm die frei gewordene Erzieherin mit ihrer Nichte nun auch Abschied von Bremgarten.
Der briefliche Verkehr zwischen Mme de Montolieu und Montesquiou erlosch aber nicht nach der Abreise von Mme de Genlis. Im Gegenteil, er entwickelte sich zu einem regen Zwiegespräch zweier Menschen, die gute Freunde geworden sind. Es überrascht nicht, wenn der General bald den Wunsch hegte, der fein gebildeten Korrespondentin bei Gelegenheit einer Reise in die Westschweiz zu begegnen.

VIII.

Seit Ende 1793 hatte Montesquiou von seinem Schützling, dem Prinzen Louis-Philippe, bedenkliche Nachrichten aus Reichenau erhalten. Dieser befürchtete, daß das Geheimnis, welches seinen Decknamen Chabos verhüllte, aufgedeckt sei. Zu dieser Besorgnis gesellte sich die Furcht vor den in Graubünden entstandenen Wirren und einem drohenden Volksaufstand. Als Ende Mai das Gerücht sich verbreitete, österreichische Truppen hätten in Feldkirch ein Lager bezogen, um gegebenenfalls in die innern Angelegenheiten Rhätiens einzugreifen, da glaubte der Prinz, der Zeitpunkt für die Rückkehr nach Bremgarten sei gekommen, und im Verlauf der ersten Woche des Juni 1794 traf er dort ein als neues Mitglied der dortigen kleinen Kolonie von Flüchtlingen[32] im Hause Montesquiou an der Antonigasse. Nachdem der General seinen Schutzbefohlenen väterlich aufgenommen hatte, konnte er endlich seinen sorgfältig ausgedachten Reiseplan nach dem Waadtland ausführen.
Am 2. Juli fuhr er nach Zürich, wo er einige Tage bei Hottinger und seinen Freunden verweilte. Für ihn war es auch notwendig, die Obrigkeit von seiner Reise zu verständigen. In Bern logierte er im Falken und blieb wiederum einige Tage für seine vielen Besuche. Nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte, sich im Waadtland aufzuhalten, begab er sich zuerst nach Moudon zu seinem Freund, dem Obersten Weiß, Vogt dieser Stadt.[33] Mitte

[32] Sie bestand nun aus Montesquiou, dem Grafen de Montjoye, César, dem Sohn von Marquis Ducrest, Bruder von Mme de Genlis, beide Adjutanten in der Armee von Dumouriez, und ihrem einstigen General Louis-Philippe.

[33] Franz-Rudolf Weiß (1751—1818) war Offizier in französischen Diensten gewesen und hatte dort mit Montesquiou verkehrt.

Juli gelangte er endlich an das langersehnte Hauptziel, das Dorf Bussigny bei Lausanne, wo er bei Mme de Montolieu und ihren Angehörigen aufs herzlichste empfangen wurde. Hier, in der Zurückgezogenheit eines trauten Familienkreises, verlebte der General seine schönsten Ferientage, nur durch seine Besuche bei Mme de Staël und ihrem Vater unterbrochen.
Er verabschiedete sich am 27. Juli und kehrte zurück in das Tal der Broye zum Obersten Weiß, denn es war verabredet, daß dieser Repräsentant der Regierung ihn vorsichtshalber nach Bern geleiten werde. Unterwegs, am Murtensee, rastete der General noch bei hochadeligen, politisch gleichgesinnten Emigranten, aber nur kurz, weil er bereits in Zürich zu einer Besprechung mit dem Baron Walkiers erwartet wurde, einem Geschäftsmann der Familie des Prinzen.[34]

Louis-Philippe hat nicht unterlassen, dem abwesenden Chef der Kolonie Nachrichten aus Bremgarten zu senden. Einige Auszüge aus den erhalten gebliebenen Briefen kennzeichnen das freundschaftlichfamiliäre Verhältnis des Prinzen zu seinem Mentor. Er schreibt am 15. Juli: «In Ihrer Abwesenheit haben wir junge Leute aus der Stadt mit Punsch bewirtet. Sie kannten dieses Getränk nicht, es hatte einen solchen Erfolg, daß sie uns weit fröhlicher verließen, als sie gekommen waren. Jetzt genießen wir das höchste Ansehen bei ihnen.»

Montesquiou hat Bussigny am 27. Juli verlassen. Das war in Frankreich der 9. Thermidor 1794, Tag des Sturzes von Robespierre. Erst in Bern vernahm er die Kunde von diesem Ereignis, dazu erhielt er den Kommentar des Prinzen, datiert vom 4. August: «Vorerst müssen wir uns beglückwünschen, denn das Haupt der Tyrannen ist gestürzt worden. Das Schwierigste ist getan, meines Erachtens das Hauptsächlichste. Denn selbst wenn dies den großen Umschwung, den wir ersehnen, noch nicht herbeiführt, so ist es doch wahrscheinlich, daß nun das Morden erlahmt. Es scheint mir jetzt, daß für unsere Lieben in Frankreich ein Hoffnungsstrahl erschienen ist. Diese Nachricht schien mir so schön, daß ich es nicht wagte, sie zu glauben und mich der Freude hinzugeben, die sie mir einflößte. — Nun steige ich herab aus der Höhe dieses großen Ereignisses zu den alltäglichen Nachrichten über die Küche: Helene (die Köchin Montesquious) hat stets vortrefflich gekocht, nie hätte ich mich über sie beklagen können. Aber die Melonen im Garten machen mich wie toll, wohl sind sie kopfgroß geworden, aber ohne zu reifen. Zeit und Mühe sind verloren!»

Nach Zürich zurückgekehrt, las Montesquiou den letzten Brief des Prinzen, vom 9. August: «Ungeduldig erwarten wir die nächsten Nachrichten aus Paris, aber der Hauptschlag ist versetzt, die Jakobiner sind entmachtet. Alleluja!

[34] Von diesem belgischen Baron, der mehrmals in Bremgarten erschienen war, hatte Montesquiou gehofft, nähere Auskünfte über das in England versteckte Vermögen der Familie d'Orléans zu erhalten.

Wir zählen auf ihre Rückkehr am nächsten Dienstag. Wie verabredet sende ich Ihnen die Papiere des Doktors.[35] Ich behalte die Bücher von Galletti,[36] die nacheinander dem Kapuziner und Herrn von Zurlauben[37] ausgeliehen waren. Dieser nimmt sich vor, den vollen Becher zu erheben, wenn die Jakobiner ganz vernichtet sein werden. Nichts Neues übrigens in der Kolonie, die ungeduldig ihren Gründer und Beschützer erwartet.

Die besten Grüße an alle Hottinger, an Herrn Walkiers und an die erkältete Dame den Ausdruck meiner Hochachtung.»

Diese Briefe des Prinzen an den abwesenden General haben uns erlaubt, einen flüchtigen Einblick in das Leben der kleinen Kolonie zu werfen.

Anfangs Oktober 1794 erschien auf Besuch in Bremgarten Mme de Flahaut, die Montesquiou schon längst erwartet hatte. Die Abreise aus England war durch die Kriegswirren verzögert worden. Ihr Reiseziel war Lausanne, dort wünschte sie, mit Hilfe von Mme de Staël, die zweite Auflage ihres Romans «Adèle de Sénanges» zu veröffentlichen. Sie erhielt wohl eine längere Aufenthaltsbewilligung, hätte aber an der Bernergrenze wohnen und das gedruckte Werk der Zensur unterbreiten sollen. Das war ihr nicht genehm, und auch mit Rücksicht auf den geschwächten Gesundheitszustand verblieb sie in Bremgarten.

Die reizende, vierunddreißig Jahre alte, feingebildete Weltdame wurde mit Begeisterung in die kleine Kolonie aufgenommen. Den Prinzen hatte sie in den Salons des Palais-Royal zur Glanzzeit seines Vaters Philippe-Egalité bereits kennen gelernt. Aufgeschlossen und lebenslustig, von angenehmem und friedlichem Charakter nahm sie regen Anteil am bunten Zeitvertreib der jungen Herren. Im Salon an der Antonigasse wurde mehr dem Spiel und dem Lachen als der vornehmeren Konversation gehuldigt.

IX.

Gegen Ende 1794 schienen aber dunkle Wolken das bisher ruhige Asyl zu bedrohen. Durch seine Pariserkorrespondenten hatte Montesquiou vernommen, man sei an höchster Stelle in Regierungskreisen in das Geheimnis eingedrungen, das den Namen Chabos verhüllte, und habe den Namen des ehemaligen Professors in Reichenau festgestellt, man wisse also, wo er sich jetzt befinde unter dem neuen Decknamen Corby. Wenn das alles in einer

[35] Gemeint ist sehr wahrscheinlich der berühmte Arzt Hotze in Richterswil, zu dem der Prinz Beziehungen unterhalten hatte.

[36] Galletti (1724—1790), Archäolog und Benediktiner, verfaßte wichtige Werke über lateinische Inschriften aus dem Mittelalter.

[37] Beat-Fidel Zurlauben (1720—1799), der bekannte Geschichtsforscher in Zug. Er besaß eine der größten Bücher- und Manuskriptsammlungen seiner Zeit.

vorwitzigen Parisergazette der Oeffentlichkeit unterbreitet würde, so befänden sich Montesquiou und der Prinz in einer heiklen Lage. Eine solche Zeitungsnotiz wäre für beide verhängnisvoll gewesen, während die falschen, verleumderischen Gerüchte, die bereits über sie zirkulierten, wie z. B. «der Prinz hätte bei der Flucht in die Schweiz riesige Summen Militärgelder mitgenommen», oder «Montesquiou habe mit Hilfe des Goldes der Engländer in Bremgarten einen Palast gebaut», märchenhaft und unglaublich erschienen und deshalb keine Wirkung erzielten. Der drohenden Gefahr aber, das ruhige Asyl in Bremgarten zu verlieren, mußte man, wenn möglich, zuvorkommen.

Früher schon (24. März 1794), als der Prinz den General über die Wirren und Volksaufstände in Graubünden unterrichtete, hatte er geschrieben: «Bricht das Unheil aus, so scheint mir, das Beste wäre, uns nach Amerika hinüber zu retten.» Diesen Gedanken, diese Absicht, die er nie vergessen hatte, gedachte er nun zu verwirklichen. Der damalige bevollmächtigte Minister der Vereinigten Staaten in Frankreich, Gouverneur Morris, war mit Mme de Flahaut befreundet; er war, wie sie, häufig Gast im Palais-Royal gewesen. Sie wandte sich an ihn, bat um Rat und Beistand. Beides wurde gewährt. Ein Wechsel für 100 Louisdor zur Deckung der Reisekosten nach Hamburg-Altona war der prompten Antwort beigefügt.

Am 10. März 1795 verließ der Prinz Bremgarten, begleitet von Montjoye, Mme de Flahaut und seinem Diener Baudoin. Zahlreiche Briefe an Montesquiou unterrichteten über die Reise. Von Hamburg unternahm er noch einen weiten Abstecher nach dem Nordkap, und erst am 24. September 1796 bestieg er das Schiff nach Amerika.

X.

Nach der Abreise der «Kolonie» fand sich Montesquiou im geräumigen Haus an der Antonigasse vereinsamt. Ohne seinen Wohnsitz in Bremgarten aufzugeben, hielt er sich nun meistens in Zürich auf. Bei Hottinger war er stets bestens aufgehoben, die Behörden der Stadt waren im sehr wohlgesinnt, und hier fand er Freunde und Bekannte wie den freigeistigen H. Meister, Schriftsteller und Politiker, sowie den ebenso als Arzt, Publizist und spätern Staatsmann wohlbekannten Dr. P. Usteri.

Früher als voriges Jahr unternahm er schon anfangs Mai seine Reise ins Welschland. Das Hauptziel war wieder Bussigny, wo er fünf Wochen bei Mme de Montolieu verbrachte. Im Broyetal verweilte er in Moudon beim Obersten Weiß, dann am Murtensee, in Greng, bei vornehmen Emigranten. In Bern stieg er im Gasthof Falken ab; hier nahmen Besuche bei Be-

hörden und Freunden seine Zeit in Anspruch, sodaß er erst Mitte Juli wieder in Zürich eintraf.

Wir wissen, daß seit seiner Niederlassung in Bremgarten der General eine Rechtfertigungsschrift ausarbeitete wider das Dekret, das ihn zur Flucht in die Schweiz gezwungen hatte. Er wollte, daß man das ihm geschehene Unrecht einsehe, das Dekret zurückziehe und ihn aus der Liste der Emigranten streiche. Seine Ehre sollte völlig hergestellt werden, nicht durch eine Amnestie, sondern durch ein persönliches Rückberufungsdekret. Jahrelang erreichten es aber seine Widersacher, daß nichts geschah, auch schien alle Fürsprache seines Sohnes Henri und seiner Freunde in Paris erfolglos. Da endlich, am 11. September 1795, benachrichtigte Barthélemy, der wegen der Vorverhandlungen für den Frieden mit Preußen in Basel residierte, den General, er sei beauftragt, ihm offiziell das Rückberufungsdekret zu überreichen, und er übersandte ihm eine Kopie davon.

Montesquiou fand den Inhalt des Dokumentes seinen Wünschen gemäß abgefaßt und machte sich sofort reisefertig. Nur das Notwendigste nahm er mit, das übrige, selbst seine Korrespondenzen, überließ er der Obhut Hottingers,[38] von dem er bewegten Abschied nahm. Mit Meister, der auch nach Paris zurückkehrte, fuhr er am 13. September nach Basel, wo sie Barthélemy gastfreundlich empfing. Er gab ihnen dann sogar das Geleit bis über die scharf bewachten Grenzen Frankreichs im Elsaß und ersparte ihnen so die peinliche Zollvisite.

Am 22. September 1795 erreichten sie Paris nach beschwerlicher Reise durch das von Revolution und Krieg aufgewühlte Land.[39] Hier traf Montesquiou seine beiden verheirateten Söhne an, Elisabeth-Pierre und Henri, in guten Verhältnissen lebend. Sein ganzes Besitztum aber war vom Staat zur Zeit seiner Flucht in die Schweiz konfisziert worden. Das prachtvolle Schloß, das er in Maupertuis[40] besessen hatte, war verkauft und definitiv verloren, aber seinen Söhnen gehörte noch das übrige des Herrschafts-

[38] Hottinger hat später, in ruhigeren Zeiten, diese Briefsammlung seinem Neffen, Banquier in Paris, übermacht, wo sie sich noch heute im Archiv der Bank der Barone Hottinguer unter dem Titel «Lettres historiques» befindet.

[39] Meister, der sich nach 1766 bereits zwei Jahre in Paris aufgehalten hatte und seither zweimal zurückgekommen war, beschreibt in «Souvenirs de mon dernier voyage à Paris vers la fin de 1795» den trostlosen Anblick der ehemals so blühenden Dörfer und Städte, das Elend, die Anarchie. Er ist davon so sehr beeindruckt, daß er vergißt, von sich zu sprechen, und auch seinen Reisegefährten, Montesquiou, nicht erwähnt.

[40] Maupertuis liegt ca. 50 km östlich von Paris, in der Hochebene der Brie. Da, auf diesem prunkvollen Landsitz, hatte Montesquiou ehemals im Sommer feierliche Empfänge und Festlichkeiten veranstaltet, so im Juli 1785, zu Ehren des Bruders des Königs, des Comte de Provence.

sitzes.[41] Dem Staat verblieben, nachdem er die Schulden des «ehemaligen Marquis» beglichen hatte, noch einige hunderttausend Franken, die Montesquiou nach seiner Rehabilitierung zurückfordern konnte. Um seine finanzielle Lage zu sichern, stand er nun in langwierigen Verhandlungen mit der langsamen und zähen Bürokratie. Stets war Montesquiou bestrebt gewesen, nicht nur standesgemäß, sondern auf hohem Fuß zu leben; das mag teilweise seine Heirat mit der reichen Witwe seines Freundes de Pange erklären.

Wahrscheinlich hätte er auch noch gerne am politischen Leben teilgenommen, denn zweimal hatte er bei den Wahlen seine Kandidatur aufgestellt. Aber kein Erfolg war ihm beschieden gewesen. Als sein Freund Barthélemy als Mitglied in die Regierung zurückgerufen wurde, da fühlte sich der General wie berufen, ihm als Gesandter in der Schweiz nachzufolgen. Auch das mißlang. Daran waren nicht nur feindselige Machenschaften schuld, wie er vorgab. Er selbst wäre körperlich nicht mehr fähig gewesen, dieses Amt anzutreten, denn als störende Alterserscheinung machte sich bei ihm bereits eine starke Taubheit bemerkbar.

In den Jahren 1796—1797 schien das Glück einen jungen General zu begünstigen, der sein Heer von Sieg zu Sieg führte, Nord-Italien erobert hatte und nun, aus eigenem Ermessen, in Leoben den Oesterreichern den Vorfrieden diktierte, ohne die Regierung zu begrüßen. Durch glänzende Waffenerfolge war Buonaparte berühmt geworden; er besaß die Gunst der öffentlichen Meinung, und seine Soldaten hätten ihm begeistert zu jeglicher Tat verholfen, bereits hatte er die erste Stufe seines Aufstiegs zur zukünftigen Macht erreicht. Wie ganz anders, im Vergleich dazu, hatte sich vor wenigen Jahren das Schicksal Montesquiou nach dem Frieden von Carouge gestaltet, der zwar, nach dem eigenen Ermessen des Generals abgeschlossen, nur ihn und die Schweizer befriedigt hatte. Hätte Montesquiou den Häschern der Regierung Widerstand leisten können? Kein Soldat wäre ihm beigestanden, denn murrend hatte das kampflos vor den Toren Genfs harrende Heer Kunde von dem enttäuschenden Frieden erhalten, der ihm die verlockende reiche Beute entwand. Einzig die schnelle Flucht in die Schweiz hat Montesquiou damals das Leben gerettet.

Im April 1797 fanden Wahlen statt, welche für die jakobinische Mehrheit der Regierung ungünstig ausfielen. Diese reagierte äußerst heftig gegen den royalistischen Erfolg. Sie erklärte die Wahlen in 49 Departementen als ungültig, hob die Pressefreiheit auf, verhaftete und deportierte kürzlich heimgekehrte Emigrierte und die Priester, welche den Eid auf die Verfassung verweigerten. Es schien, als stehe Frankreich vor einer neuen, allerdings unblutigen Schreckenszeit. Selbst Montesquiou zitterte für seine Sicherheit und verbarg sich längere Zeit in Maupertuis, als sein Freund Barthélemy,

[41] Ca. 500 ha Aecker, Wiesen, Wald, Weinberge, nebst den Pächterhöfen und ihrem Zubehör.

der wegen seinen politisch gemäßigten, aber royalistisch angehauchten Ideen verdächtig war, nach Guyana verbannt wurde.[42]

Etwas mehr als fünf Jahre (Ende 1792 bis anfangs 1798) hat der Friede von Carouge die Tore der Schweiz von der revolutionären Flut geschützt. Montesquiou blieb es vorbehalten, den Durchbruch mit dem darauffolgenden Fall Berns und der alten Eidgenossenschaft (5. März 1798) zu erleben. Mit welchen Gefühlen tiefsten Bedauerns und seelischer Enttäuschung wird er das alles vernommen haben, besonders auch die Nachricht, Genf, die Stadt, «welche er nicht hatte unterjochen wollen», sei Frankreich einverleibt worden (26. April).

Eine unheilvolle Seuche, die Schwarzen Blattern, waren Ende 1798 in Paris ausgebrochen. Da die Wissenschaft damals noch kein Vorbeugungsmittel kannte, erlagen die Patienten meistens dieser Krankheit. So fand auch die bewegte Laufbahn Montesquious ihr Ende am 28. Dezember 1798.

[42] Dort gelang es Barthélemy zu entfliehen und nach dem Staatsstreich vom 18. November 1799 nach Frankreich zurückzukehren. Bonaparte ernannte ihn zum Senator; später wurde er Mitglied der Ehrenlegion und Comte de l'Empire. Zur Zeit der Restauration überhäufte Ludwig XVIII. den eifrigen Royalisten mit hohen Auszeichnungen. So erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion, den Titel Pair de France und wurde auch in den Adelsstand erhoben. Barthélemy starb in Paris im Alter von 83 Jahren.